



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

Das Georgische Volk

Bork, Ferdinand

Leipzig, 1915

urn:nbn:de:gbv:46:1-8661

Länder und Völker der Türkei

:: Schriften des Deutschen Vorderasienkomitees ::
Herausgegeben von Dr. jur. et phil. Hugo Grothe

== Hest 4 ==

Serdinand Bork-Königsberg i. Pr.

Das Georgische Volk



Verlag von Veit & Comp., Leipzig 1915

Länder und Völker der Türkei

Schriftensammlung des Deutschen Vorderasienkomitees

Herausgegeben von

Dr. Hugo Grothe-Leipzig

Es liegen vor:

- Hef 1. **Die Zukunftsarbeit der deutschen Schule in der Türkei.** Von Landtagsabgeordnetem Oberlehrer Dr. W. Blankenburg-Leiz.
- Hef 2. **Die islamische Geisteskultur.** Von Professor Dr. M. Horten-Bonn a. Rh.
- Hef 3. **Cypern und die Engländer.** Ein Beispiel britischer kolonialer Willkür. Von Professor Dr. Freiherrn v. Lichtenberg-Gotha.
- Hef 4. **Das Georgische Volk.** Von Professor Ferdinand Bork-Königsberg i. Pr.
- Hef 5. **Arabien und seine Bedeutung für die Erstarkung des Osmanenreiches.** Von Dr. Max Roßoff-Breslau.

In Vorbereitung befinden sich:

- Hef 6. **Die neue Türkei in ihrer Entwicklung von 1908 bis 1914.** Von Studienrat Professor Dr. Heinrich Zimmerer-Regensburg.
- Hef 7. **Die deutsche Forschung in türkisch Vorderasien.** Von Prof. Dr. Fritz Regel-Würzburg.
- Hef 8. **Die Juden der Türkei.** Von Davis Trietsch-Berlin.
- Hef 9. **Das Griechentum Kleinasien.** Von Privatdozent Dr. Karl Dieterich-Leipzig.
- Hef 10. **Die Armenier und Deutschland.** Von Professor Dr. Karl Roth-München.
- Hef 11. **Die Ukraine und ihre Beziehungen zum osmanischen Reiche.** Von Oberlehrer Dr. Rudolf Stübe-Leipzig.
- Hef 12. **Deutsch-türkische wirtschaftliche Interessengemeinschaft.** Von Dr. jur. et phil. Hugo Grothe-Leipzig.

Der gegenwärtige Weltkrieg hat uns die Türkei als Bundesgenossen zur Seite gestellt. Aus der Waffenbrüderschaft werden sich unstreitig überaus enge Beziehungen auf dem Gebiete des Staats-, Bildungs- und Wirtschaftslebens zu entwickeln vermögen. Die vorliegende Sammlung trägt diesen Fragen und Gedanken in zeitgemäßer Weise Rechnung und wird dem Politiker, dem Manne der Wissenschaft, dem Kaufmann wie jedem gebildeten Laien wertvolle Anregungen bieten.

Jedes Hef im Umfange von zirka 2 Druckbogen kostet M. —.50

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig, Marienstraße 18

Das Georgische Volk

VON

Prof. Ferdinand Bork-Königsberg i. Pr.



Verlag von Veit & Comp., Leipzig 1915

Das georgische Volk

Prof. Ferdinando Bortolotti



Druck von Meißner & Wittig in Leipzig.

Dorwort.

Wie vertraut ist uns der Name des Kaukasus durch die Sage von dem listreichen Feuerdiebe Prometheus, der, an eine Klippe des Gebirges angeschmiedet, in bitterer Qual sein Vergehen büßen mußte, bis ihn Herakles' Pfeil von den grausamen Fängen seines Peinigers befreite. Ebenso wissen wir von der unheimlichen Waldwildnis am Südhänge des Gebirges. Dort wohnte vor alters das Volk der Kolcher, zu dessen Gestaden Phrixos auf goldenem Widder flüchtete, und dessen zauberkundiger König Aietes das goldene Vlies behütete, bis es ihm Jason mit Medeias Hilfe entwendete. Eine Laune der Weltgeschichte hat es gefügt, daß in diesem weltabgeschiedenen Winkel die Reste der alten Kolcher, die Georgier und ihre Verwandten, erhalten blieben. Hart war das Ringen des Völkchens gegen übermächtige Feinde gewesen, die aus Rußland, aus den Schluchten des Kaukasus, aus Irans Steppen und Kleinasiens Fluren hereinbrachen und jahrhundertlang das Land mit Mord, Brand und Raub verheerten, bis es schließlich zermürbt und zerbrochen den Russen anheimfiel. Von den Trümmern dieses Kolchervolkes wollen die folgenden Zeilen eine kurze Schilderung bringen, die sich der geneigte Leser aus folgenden Werken erweitern mag:

M. von Déchy: Kaukasus. Berlin, 1905/07. 3 Bde.

G. Merzbacher: Aus den Hochregionen des Kaukasus. Leipzig, 1901. 2 Bde.

G. Radde: Reisen im mingrelischen Hochgebirge und in seinen drei Längenhohtälern. Tiflis, 1866.

F. Bodenstedt: Die Völker des Kaukasus. 2. Aufl. Berlin, 1855. 2 Bde.

- K. von Erdert: Der Kaukasus und seine Völker. Leipzig, 1888.
- A. Leist: Das georgische Volk. Dresden, o. J.
- F. Hlldack: Zwei Grundsteine zu einer grusinischen Staats- und Rechtsgeschichte. Leipzig, 1906. (Enthält eine ganz vortreffliche Darstellung des georgischen Staates und Volkes zur Zeit Thamaras.)
- A. Dirr: Anthropologische und ethnographische Übersicht über die Völker des Kaukasus (Petermanns Mitteilungen, 1912, 1).
- Clive Phillipps-Wollen: Savage Svânetia. London, 1883. 2 Bde.
- Richard Leonhard: Paphlagonia. Berlin, 1915. (Wichtige Ausführungen über das pontische Haus und über die alten Bewohner des Kaukasus nach griechischen Quellen.)
- G. Hüsing: Die elamische Sprachforschung. (Memnon IV.) (S. 40 über drawidisch-kaukasische Beziehungen.)
- F. Bork: Kaukasische Miscellen. Königsberger Programm. 1907.
- A. Dirr: Grammatik der modernen georgischen (grusinischen) Sprache. Wien, o. J.
- F. N. Finck: Die Haupttypen des Sprachbaues. (Enthält eine Skizze der georgischen Sprache.)
- Hugo Grothe: Der russisch-türkische Kriegsschauplatz (Kaukasien und Armenien). Kriegsgeogr. Zeitbilder, Heft 5. Leipzig, 1915.
- Fr. Müller: Über den Ursprung der gruzinischen Schrift. (Sitzungsber. d. Wiener Akad.) 1897.
- Bädekers Rußland. 1912. (Enthält gute Karten und zuverlässige Angaben.)

Ferdinand Bork.

Südlich vom Kaukasus, in dem weiten Gebiete des alten Kolchis, wohnt die südkaukasische Völkergruppe, deren Glieder Mundarten einer eigenen Sprache reden, die weder arisch, noch semitisch, noch altaisch ist. Die wichtigsten Völker dieser Gruppe sind die Swanen (16500 Seelen), die Lasen (2400 Seelen), die Mingrelier (253000 Seelen) und die eigentlichen Georgier. Die letzteren zerfallen in mehrere Stämme, die sich sprachlich nur wenig voneinander unterscheiden, die Kharthlier und Kachier (480000 Seelen), die Imerer (505000 Seelen), die Gurier und Absharen (70000 Seelen) und die Gebirgsstämme der Chews'uren (7700 Seelen), Thuschen (6600 Seelen) und Pshawen (11000 Seelen).

Die südkaukasischen Völker haben eine starke Familienähnlichkeit, die auf gleichartiger Rassenzusammensetzung beruht. Die Grundrasse ist kurz- und hochköpfig, brünett und kleinwüchsig. Sie hatte im Altertum eine weite Verbreitung in Vorderasien und hat sich in den heutigen Armeniern am reinsten erhalten. Mit dieser hat sich eine nordische, hochwüchsige, blonde und blauäugige gemischt, die namentlich im nordwestlichen Kaukasus stark vertreten ist. Unter den südkaukasischen Völkern sind besonders die Swanen an blonden Elementen reich, solche fehlen aber auch den anderen nicht.

Es kann wohl als sicher gelten, daß die Südkaukasier seit undenklichen Zeiten nahezu die gleichen Wohnsitze haben. So werden die Swanen schon von Ptolemäos unter dem Namen Suano-Kolchoi erwähnt, und die Iberer Herodots werden wohl die heutigen Imerer sein. Der Name Kolchis und Kolchoi endlich, der im Altertum in mundartlicher Form als Karduchoi auftritt, lebt noch heute in der Bezeichnung Karthu-li des süd-

kaufasischen Kernlandes. Da wir unter diesen Umständen in der heutigen Bevölkerung im wesentlichen dieselbe Rassenmischung wie im Altertum erwarten dürfen, so verdienen die Angaben der alten Schriftsteller über die Kolcher besondere Beachtung. Herodot bemerkt, daß die Kolcher krauses Wollhaar haben, und Pindar nennt sie schwarzgesichtig. Es handelt sich hierbei um eine dunkelhäutige Urbevölkerung, die vor der Einwanderung der Semiten, Kaukasier und Arier weite Teile Vorderasiens erfüllte. Aus der Tatsache, daß sich in den heutigen Kaukasus-sprachen zahlreiche Wörter drawidischer Herkunft nachweisen lassen, hat man auf eine drawidische Unterschicht geschlossen.

Das Land der Südkaukasier beginnt bei Tarabson und geht der Küste des Schwarzen Meeres entlang über den neuerdings viel genannten Tschoroch hinweg zunächst bis nach Batum hin. In diesem Küstenstriche wohnen die Reste der Lasen. Nördlich davon schließt sich Gurien an. Den schmalen Küstensaum, der dazu gehört, darf man wohl eine der an landschaftlichen Reizen reichste Gegend nennen. Er wird mit der Riviera verglichen. Landeinwärts erheben sich bewaldete Berge, die immer höher ansteigen und im hohen Adscharien die Grenze des ewigen Schnees überschreiten. Die mohammedanischen Bewohner dieses Berglandes, die tapferen Adscharen, wurden leztlich oft genannt, weil sie sich in dem völkerbefreienden Deutschen Kriege auf die Seite der Türken gestellt hatten und deswegen die bekannte Barbarei der Russen bis zur Neige auskosten mußten.

Verfolgt man die Küste weiter nordwärts, so beginnt bei dem Seebade Kobulethi das hüffelreiche mingrelische Tiefland am Unterlaufe der Flüsse Rion und Ingur. Gurien, Mingrelien und das sich östlich anschließende Imerien bis zum Ssuramgebirge hin bilden eine klimatische Einheit. Die jährlichen Temperaturschwankungen sind gering, der Winter ist warm und die Niederschlagsmenge ist recht bedeutend (Batum 2370, Poti 1614, Kuthais 1452 mm). Infolgedessen zeichnet sich die Pflanzenwelt durch große Uppigkeit und ihren subtropischen Charakter aus. Sogar die Baumwollenstaude gedeiht hier. Bis in die hohen Gebirgstäler des armen Swaniens hinauf zieht sich diese

grünende, blühende Pracht, und nur wenige Alpentäler lassen sich an Schönheit mit diesem Landschaftsbilde vergleichen, das als Hintergrund im Norden die eisgekrönten Bergriesen des Kaukasus, vor allem den gewaltigen Elbrus hat.

Im Osten von Mingrelien steigt Imerien allmählich an. Etwa auf der Grenze zwischen dem Tieflande des Rion und den Vorbergen des Kaukasus, zu beiden Seiten des Rion, liegt die alte Landeshauptstadt Kutais. Östlich erhebt sich das hügelige Oberimerien, dessen Klima etwas rauher und regenärmer ist als das des imerisch-mingrelischen Tieflandes. An Stelle der Mais- und Hirsefelder Mingreliens sieht man hier üppige Getreidekulturen, ab und zu durch bewaldete Höhen unterbrochen. Hier beginnen schon die Reste der großen Vergangenheit des Landes bemerkbar zu werden. So erhebt sich bei Kutais das Kloster Gelathi, von dem aus man einen entzückenden Ausblick, namentlich nach Westen zu hat, und das durch seine Bauart und seine Altertümer beachtenswert ist. An Bodenschätzen birgt Imerien Manganerze, die bei Tschiaturi ausgebeutet werden.

Das Ssuramgebirge im Osten von Imerien ist eine wichtige Klimascheide. Von hier an nach Osten zu sich steigend, beginnt das kaspische Steppenklima, das durch geringe Niederschlagsmengen (Gori 489, Tiflis 389 mm) gekennzeichnet wird. Während aber die Abhänge des östlichen Kaukasus noch reiche Waldbestände tragen, wird die Ebene der Kura und der Jora nach Osten zu immer baumloser und pflanzenärmer. Der besuchteste Badeort dieses Gebietes, Borschom, liegt noch der Grenze von Imerien nahe. Eichen- und Buchenwälder, ja sogar die im georgischen Tieflande ganz unbekanntes Nadelhölzer bedecken hier die Berge. Zwischen Borschom und Gori ist die Kharthlische Hochfläche sehr fruchtbar. Die Dörfer sind mit Obst- und Weingärten umgeben. Von Gori ab gewinnt die Steppenlandschaft die Oberhand. Das ganze Land ist reich an Ruinen und alten Bauten. Dort, wo die Aragwa in die Kura einmündet, liegt die alte Hauptstadt Georgiens, Mzchethi, mit der berühmten Domkirche, die über ein Jahrtausend die Hochburg der georgischen Kirche war. Nicht weit davon, hoch oben

auf einem Berge steht die alte Klosterkirche von Sedadseni, die zu den ältesten Bauwerken des Landes gehört (7. bis 8. Jahrh.). Etwa 20 km stromaufwärts erreichen wir Tiflis (350000 Einw.), das heute im wesentlichen eine armenische Stadt ist. Nur 18% der Einwohner sind Georgier. In der Umgegend befinden sich deutsche Kolonien.

Die Breite des georgischen Sprachgebietes schwankt bedeutend. Östlich vom Surangebirge verengert es sich sehr, da hier von Norden her die Ossien, die Nachkommen der Alanen, ein skythisches Volk, das Gebirge überschritten und die Georgier verdrängt haben. Von Borschom aus folgt der schmale Streifen des georgischen Landes dem Laufe der Kura bis nach Tiflis. Nördlich dieser Stadt dehnt es sich bis über den Kamm des Kaukasus hinweg aus. Dort wohnen die kleinen Stämme der Berggeorgier. Östlich von Tiflis liegt das weinreiche Kachien, das den unteren Masan berührt. Zum georgischen Reiche gehörte außerdem noch südlich von Tiflis die hauptsächlich von Armeniern bewohnte Provinz Somchien.

Sind schon die bisher skizzierten Teile des Landes klimatisch verschieden, so wird das Bild noch bunter, wenn wir aus dem kolchischen Tieflande zu den armen Hochgebirgslandschaften der Swanen und der Berggeorgier emporsteigen. Je höher hinauf, desto nordischer wird die Pflanzenwelt, bis sie am Fuße des Eisbehanges der Berge ganz verschwindet.

Eine wahre Musterkarte klimatischer Zonen durchschreitet man bei dieser Wanderung. Das regenreiche, warme Tiefland trägt eine tropisch üppige Pflanzendecke, u. a. den Feigen- und den Granatbaum. Fieberreiche Sümpfe und dichte Urwälder erfüllen die Flußtäler. Das Charaktertier dieser Landschaft ist der Büffel. Etwas höher hinauf liegt die Kulturzone des Maises und des Weinstockes, die am dichtesten bevölkerte Gegend des Landes. Unter den wildwachsenden Bäumen fällt hier die Eiche durch ihre Häufigkeit auf. Leider ist es kein königlich gewachsener Baum wie bei uns, sondern üppiges Buschwerk und Krüppelformen, da die Eingeborenen die Kronen der Bäume herauszuhacken pflegen. Etwa bis 1000 m steigen Linden- und Eschenwälder empor. Das Klima ist noch so mild, daß in 700 m

Meereshöhe die Baumwollenstaude als Kulturpflanze angetroffen wird. In 1200 m Höhe hört die Edelkastanie auf. Es beginnt das Reich der Buche, und in noch größeren Höhen wird der Wald von Birken, Nadelhölzern, Ahorn und Rotbuchen gebildet. Über 1500 m beginnt ein Wald von ganz nordischem Gepräge, aus Tannen, Birken und Espen bestehend. Aber auch noch in diesen Höhen macht sich der mildernde Einfluß der schützenden Wand des Kaukasus geltend, der die kalten Nordostwinde fernhält; im freien Swanien erreicht der Walnußbaum fast 1700 m Meereshöhe. Von den Körnerfrüchten ist der Mais auf die unteren Lagen beschränkt, die mittleren beherrscht der Weizen. Diesen verdrängt weiter oben der Roggen, und erst in 2100 m Höhe bleibt die Gerste allein übrig. Allerdings gedeiht sie nicht mehr recht. Oft muß die Saat, die im August der Erde anvertraut wird, im Juli oder August des nächsten Jahres unreif geerntet werden, weil es an der nötigen Wärme gefehlt hat. Die Bewohner des Waldes sind das Reh und der Edelhirsch, doch nur so weit der Boden weich ist; felsigen Boden meiden sie. Den Winter verbringen beide im Tieflande. Außerdem sieht man im Walde die breite Fußspur des Bären. Im Hochsommer stattet er den Maisfeldern, deren Kolben ihm ein köstlicher Leckerbissen sind, seinen Besuch ab. Oberhalb der Baumgrenze lebt die Gemse und zwei verschiedene Steinbockarten.

Unter den südkaukasischen Völkern sind die Swanen, deren Kultur und Sprache von der georgischen am weitesten abweicht, das seltsamste. Sie sind, wie Bodenstedt sagt, gleichsam ein lebendiges Stück Altertum, der Typus einer Art Urzustandes unseres Geschlechtes. Sie bewohnen eines der höchst gelegenen Täler des Gebirges, das der reißende Ingur durchströmt. Hohe Gebirgswände, die von wenigen, nur während der drei Sommermonate gangbaren Pässen durchschnitten werden, scheiden das Ländchen von der Umwelt. Man unterscheidet das freie Swanien, in dem nur freie Bauern wohnen, von dem dadianischen und dem dadischkilianischen, in denen hofhaltende Fürsten mit ihren Gefolgschaften ein gut Stück mittelalterlichen Rittertums erhalten haben. Der Eindruck der Rückständigkeit wird noch verstärkt durch die Anlage ihrer Dörfer, die an die Zeiten des Faust-

rechtes erinnern. Das Haus der Swanen ist zweistöckig und hat einen oder mehrere oft fünf bis sechs Stockwerke hohe Türme und wird im freien Swanien gelegentlich noch mit einer Ringmauer umgeben. Die Türme haben eben so wie die Häuser auf einem Dachstuhle aus Holz ruhende, flachgiebelige Dächer, die mit Schieferplatten gedeckt sind. Die Stockwerke der Türme werden durch Balkenlagen getrennt und jedes hat mehrere dreieckige Schießcharten. Statt Treppen verwendet man Bretter mit eingehackten Stufen, die man im Notfalle emporziehen kann, um dem Feinde den Zugang zu verwehren. Die Häuser entbehren eines Rauchfanges und haben die Feuerstelle bald in der Mitte, bald einer der vier Wände nahe. Dicht beim Eingange hängt ein kleines Häuschen, das aus Stäben und Brettern zusammengefügt ist, von der Decke herab. Es dient zur Aufnahme von Käse und frischer Milch. Das Erdgeschoß ist die Winterwohnung des Swanen und gewährt gleichzeitig dem Vieh Unterkunft. An einer der Längsseiten der Wohnung zimmert er drei Stockwerke für das Vieh. Zu unterst stehen die Rinder, darüber die Schafe, zu oberst die Ziegen. Das Gebälk dieser drei Stockwerke wird gewöhnlich mit Schnitzereien verziert. Im Sommer wohnt die Familie im Obergeschoß. Neben den Wohnhäusern gibt es in Mingrelien und in Swanien, soweit die Maiskultur in das Gebirge hinaufreicht, Vorrathshäuschen für die Maiskolben. Sie stehen hochbeinig auf vier Pfosten und werden so gegen die Erdfeuchtigkeit und die Mäuse geschützt. Das Dach ist mit Stroh gedeckt. Andere Schuppen dienen zur Aufnahme des Heues und der Gerste- und Roggengarben. Die Dreschtemne ist mit Schieferplatten ausgelegt. Der Swane erbaut seine Burg mit Vorliebe an beherrschender Lage, z. B. auf Hügeln. Die Dörfer liegen häufig auf Bergterrassen und drängen sich mehr und mehr zusammen, je weiter man im Gebirge emporsteigt.

Der Kaukasier ist kein Tierfreund und behandelt seine vierbeinigen Freunde durchweg schlecht. In den besseren Gegenden Mingreliens überläßt man das Vieh im Winter sich selbst. Dies ist in Swanien unmöglich, da das gar zu rauhe Klima die Stallfütterung während des Winters zur Notwendigkeit macht. In-

folge davon haben die Swanen ungleich besseres Vieh als die klimatisch begünstigteren Nachbarn des Südens. Auch auf die zweckmäßige Einteilung und Ausnutzung des Bodens und auf die sorgfältige Bestellung desselben wird bei den Swanen größeres Gewicht gelegt als bei den Mingreliern. Alle Wiesen werden zur Heugewinnung benutzt und wie die Felder eingezäunt. Der Boden wird entweder mit Hacke oder Spaten bestellt, oder man verwendet einen plumpen hölzernen Hacken, der von einem Ochsen gespannen gezogen wird. Man baut Roggen, Hafer, Gerste, Hirse und in den tieferen Lagen auch Mais an. In großen Scharen auftretende Waldmäuse vernichten häufig die Früchte des bäuerlichen Fleißes. Die Erträge der Jagd auf Gemsen, Steinböcke und Bären kommen für den Unterhalt kaum in Frage. In früheren Zeiten betätigten sich die Swanen, wenn der Ertrag der Landwirtschaft zu ihrem Unterhalt nicht ausreichte, als Räuber. Dies hat heute, wenn man von gelegentlichem Viehdiebstahl absieht, aufgehört. Trotzdem ist der kriegerische Geist des Volkes nicht erloschen. Da namentlich in dem freien Swanien ein jeder sein eigener Herr ist und sich niemand unterordnet, so herrscht im Lande völlige Anarchie. Da ferner der Swane äußerst empfindlich ist, so läßt er sich leicht zu Mord und Gewalttat hinreißen, was endlose Blutschreden zur Folge hat. Das weibliche Geschlecht steht in geringem Ansehen. Es ist für den Mann schimpflich, sich in Gegenwart anderer mit seiner Frau zu zeigen, mit ihr zu sprechen, neben ihr zu sitzen. Neugeborene Mädchen wurden früher durch Einstreuen heißer Asche in den Mund getötet. Der grausame Brauch hat ein Ende gefunden, seitdem die Swanen ihre Frauen nicht mehr aus Mingrelieu rauben konnten. Ganz ausgeschlossen ist die Frau vom Kirchenbesuch. Das geistige Leben der Swanen stand zu der Zeit, als das Ländchen zum georgischen Reiche gehörte, auf höherer Stufe. Es besteht noch die Überlieferung, daß die zum Teile prächtigen Kirchen aus der Zeit der berühmten Königin Thamar stammen. Das Christentum der heutigen Swanen ist ein leerer Formelkram, durchsetzt mit allerlei Heidnischem. So berichtet C. Phillipps-Wolley von einem Schmause, der nach dem Todestage der Jungfrau Maria abgehalten wurde, und bei dem man

das Fleisch von neun Ochsen kochte und mit riesigen Gabeln unter die Anwesenden verteilte. Man erinnert sich, daß die Bibel den Söhnen Elis eine ähnliche Art des Opfers zum Vorwurfe machte. In der Kirche werden häufig Steinbockgehörne aufbewahrt. Ähnliches werden wir bei den Chews'uren kennen lernen.

Das Gegenstück zu den Swanen sind im Osten die Chews'uren. Das Ländchen der Chews'uren liegt zu beiden Seiten des Hauptkammes des Kaukasus, im Westen etwa an der Darielschlucht beginnend und etwa bis zum Tebulos Mtha nach Osten gehend. Die Abgeschlossenheit des Völkchens hat die Erhaltung uralter Gebräuche und Sitten zur Folge gehabt. So hatte man früher Beinhäuser für die Toten, z. B. bei Anatori, die an altkleinasiatische oder altpersische Felsengräber u. dgl. erinnern. Gelegentlich wurden in ihnen Speisen als Totenopfer aufgestellt. Die Chews'uren sind zwar Christen, lassen aber am Neujahrstage von den Priestern Wahrsager, Kadagi, wählen. Sie haben auch weisagende Frauen, obwohl sonst die Frauen kaum in die Nähe ihrer Heiligtümer, Chati genannt, kommen dürfen. Die Chati sind mit Steinbockgehörnen geschmückte Steinhütten, in denen die heilige Fahne aufbewahrt wird. Die Hütte ist durch ein Holztor geschlossen. Häufig findet sich daneben eine zweite, stets offene Steinhütte. Am Heiligtume vollzieht der Priester die religiösen Zeremonien; dort wird das Schaf- oder Rindopfer dargebracht, dort weisagt man und trinkt bei Festlichkeiten das heilige Getränk, das Bier, dessen Bereitung eine heilige Handlung ist, in großen Mengen, namentlich bei den Totenschmäusen, an denen das ganze Dorf teilnimmt. Die Frau hat die ganze Last des Hauswesens zu tragen und einen erheblichen Teil der landwirtschaftlichen Arbeiten zu leisten. Ihre schwere Stunde verbringt sie in einem besonderen Gebäuhause, das niemand sonst betreten darf, und muß nach erfolgter Geburt noch wochenlang darin bleiben. Dem Manne liegt vor allem der Krieg und die Jagd ob. Da die Chews'uren früher dauernd mit den mohammedanischen Tschetschenen und anderen Bergvölkern zu kämpfen hatten und außerdem Fehden der einzelnen Dorfschaften gegeneinander und die Blutrache wütete, so

sind die Dörfer festungsartig angelegt und mit Wachttürmen versehen, die Schießcharten hatten und mit einem kuppelförmigen Dache geschmückt waren. Die chews'urischen Krieger trugen noch vor kurzem Helme, Panzerhemden, Armschienen und Schilde. Bogen und Pfeile sind heute durch die besseren Feuerwaffen verdrängt.

Das Land der südöstlich von den Chews'uren wohnenden christlichen Thuschen erinnert an Swanien. Es ist wie dieses rings von hohen Gebirgsketten umgeben, über die wenige und meist ungangbare Pässe führen. Trotzdem unterhalten die Bewohner einen lebhaften Verkehr mit den stammverwandten Georgiern. Ihr Land enthält genug anbaufähigen Boden und erlaubt ihnen, Schafe, Rinder und Pferde in hinreichender Menge zu halten. Unter der russischen Herrschaft, die ihnen eine größere Sicherheit vor feindlichen Überfällen gewährleistete, hat sich bei ihnen ein ziemlicher Wohlstand entwickelt. Ihre Siedelungen verraten noch deutlich die kriegerische Vergangenheit des Stammes, als die Thuschen mit ihren mohammedanischen Nachbarn erbitterte Kämpfe auszufechten hatten. Die Dörfer sind kleine Festungen und sind mit Mauern und 25 bis 35 m hohen Türmen mit flachem oder pyramidenartig ansteigendem Dache versehen. Die Türme wie die Häuser sind ohne Mörtel aus Schieferblöcken erbaut. In den unteren Stockwerken der Türme sind die mumienartig getrockneten Hände getöteter Feinde als Siegeszeichen angebracht. Die Häuser sind bald ein-, bald zweistöckig. In den letzteren wird das Erdgeschoß als Viehstall benutzt. Wo das Brennholz knapp ist, wird der Viehdünger als Brennstoff verwendet. Die Frau hat ähnlich wie bei den Chews'uren die ganze Arbeitslast zu tragen und altert infolgedessen schnell. Die Religion des Stammes ist ein christlichheidnisches Gemisch.

Südlich von den Chews'uren, auf dem südlichen Abhange des Kaukasus wohnen die ebenfalls christlichen Pshawen. Der Name des Volkes bedeutet Schwarzschilde. M. von Déchy beschreibt sie als schlanke Menschen mit meist blondem Haar und hellen Augen. Ihre Daseinsbedingungen sind leichter als die ihrer nördlichen Nachbarn, da die fruchtbaren Gebirgstäler,

die sie bewohnen, ihnen eine ertragreiche Landwirtschaft und Schafzucht und damit einen mäßigen Wohlstand ermöglichen. In Sitten und Gebräuchen ähneln sie den Chews'uren. Auffällig sind bei ihnen die zahlreichen heiligen Haine, in denen ihre Heiligtümer, kapellenartige Steinhütten, errichtet sind. Die Wohnhäuser der Pshawen sind sehr altertümlich. „Eine Seite des Hauses wird durch das vorspringende, von Holzsäulen gestützte Dach zur offenen Vorhalle gestaltet. Die flachgiebeligen Dächer sind bald mit Schieferplatten, bald mit Stroh . . . gedeckt. Das Innere der Wohnhäuser besteht gewöhnlich aus einem einzigen, sehr großen Raume, dessen Wände mit Lehm verschmiert sind und dem Licht nur von der Tür aus zugeht.“ (G. Merzbacher.) Die gleiche Hausform kommt heute in Kleinasien, Armenien und im Kaukasus vor und wird das „pontische Haus“ genannt. Es wurde ursprünglich in einen Bergabhang hineingebaut, so daß die Tür nach Süden gerichtet war. Der einzige Raum war gleichzeitig Wohnung und Stallung. In der Mitte stand der Herd, an der Rückwand befand sich ein erhöhter Sitz mit den Lagerstätten. Wo es möglich ist, werden die Häuser terrassenartig übereinander angelegt, so daß das Dach des unteren Hauses der Hof des oberen ist.

Die Westgeorgier, zu denen die Lasen und Mingrelier einerseits, die Imerer und Gurier andererseits gehören, bilden trotz sprachlicher Sonderung ihrem Wesen und ihrer Kultur nach eine Einheit gegenüber dem schwerfälligeren, zuverlässigeren, trägeren und rückständigeren Kharthliern. Von den Imerern entwirft Prinz Wachuschthi folgende Schilderung: „Die Bewohner Imeriens sind groß und schlank wie das Volk von Kharthlien, aber noch schöner von Antlitz und gewandter in ihrem Benehmen. Die Bauern dieses Landes sehen aus wie Leute vornehmer Abkunft. Sie halten auf Reinlichkeit und Ordnung, ihre Kleider, Pferde, Waffen und Rüstungen sind immer im besten Zustande. Sie sind lebhaft im Sprechen und Handeln, anmutig in ihren Bewegungen, feurig, tapfer und kühn, aber es fehlt ihnen an Ausdauer, wie im Gefechte, so in allem, was sie unternehmen. Sie sind freigebig und wenig bedacht, Schätze zu sammeln, nur für den Augenblick lebend, ohne

an die Zukunft zu denken, sie sind Freunde des Gesanges und der Musik, geschickte Kalligraphen, und die meisten unter ihnen haben eine schöne Stimme.“ Leider muß Bodenstedt dazu bemerken, daß zu seiner Zeit das glänzende Bild durch die drückende Armut des Volkes sehr getrübt ist. Das Volk geht in Lumpen, und von schönen Pferden, Waffen und Rüstungen ist keine Rede. Auch heute ist es nicht wesentlich besser geworden. Die Bauern der Gebirgsgegenden, die dem Boden ihren Lebensunterhalt nicht abzurufen vermögen, müssen durch Übernahme von Arbeit in der Stadt Geld zu verdienen suchen. Manche siedeln sogar ganz in die Städte über und passen sich dank ihrer staunenswerten Rührigkeit und Lernbegier den neuen Verhältnissen überraschend schnell an. Ihre unleugbare Bildungsfähigkeit ist ein günstiges Vorzeichen für die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten der westgeorgischen Städte. Ähnliches gilt für die Mingrelier. In den imerischen Dörfern sieht man freundliche, meist aus Holz aufgeführte Häuser mit spitzen Dächern; in Kharthlien hingegen kennt man fast nur ganz armselige Wohnungen, die kaum den Namen Häuser verdienen. Es sind 1 bis 1½ m in der Erde steckende Holzbauten, deren flaches Dach und Wände mit Erde beworfen sind. Das Dach springt vor und bildet so eine Vorhalle, die von 1 bis 4 Holzsäulen gestützt wird. Weiter im Osten, in Kachien, hat man wie bei den Berggeorgiern Wohnhäuser aus Stein. Ein kachisches Dorf macht einen durchaus westeuropäischen Eindruck. Weniger vertrauenerweckend ist allerdings die Bewohnererschaft eines solchen. Man wirft dem Kachier Habsucht und Unaufrichtigkeit vor, rühmt aber seinen Fleiß und seinen Kulturhunger. In dieser Hinsicht wird er nur noch von dem Gurier übertroffen, der wohl der regsamste, aber auch der heftigste unter allen Georgiern ist.

Der Gegenpol des Guriers ist der Kharthlier, der beharrlich am alten festhält und Neuerungen mit dem größten Mißtrauen begegnet. Nur der äußersten Not gehorchend, verläßt er die Scholle seiner Väter. Abgesehen davon hat er Wesenszüge, die ihn uns angenehmer erscheinen lassen: er gilt als treuer, ehrlicher, verlässlicher, biederer und heiterer als seine ihm sonst überlegenen Bettern.

Das wirtschaftliche Leben Georgiens befindet sich noch immer im Ubergange von der mittelalterlichen Naturalwirtschaft zu der modernen Geldwirtschaft. Bezeichnend hierfür ist es, daß es noch heute auf dem Lande keine Gasthäuser gibt, und daß die Gastfreundschaft des Gutsbesizers oder des Bauern dem Mangel abhelfen muß. Daher hat jeder Bauer oder Edelmann sein besonderes Gastzimmer, das reicher ausgestattet ist als die übrigen. Freilich ist bei den heutigen Lebensverhältnissen die früher unbeschränkte Gastfreundschaft bescheidener geworden, sie wird aber wohl, namentlich auf dem Lande, noch lange bestehen bleiben. Für alle Landesteile trifft das Gesagte nicht zu. In Mingrelien z. B., wo früher die Adligen und Fürsten die Gastfreundschaft der unbemittelten Bauern schamlos mißbrauchten, schließen sich dem Fremden die Türen. Nur wer in Begleitung eines einflußreichen Eingeborenen kommt, kann auf eine gastliche Aufnahme rechnen.

Die mittelalterliche Gliederung des Volkes in Fürsten, Adelige, Gemeinfreie usw. ist noch nicht völlig überwunden. Ein großer Teil des Adels hat sich nicht in die Bauernbefreiung finden können, die die Einkünfte des herrschenden Standes naturgemäß schmälert, und geht infolgedessen wirtschaftlich zurück. Übrigens wohnen vielfach die Adelsgeschlechter wie in alter Zeit clanartig zusammen. Mit wenigen Ausnahmen haben die Gurier und Mingrelier als Adel die Nachkommen der früheren Herrschergeschlechter, während die Georgier und Imerer zahlreiche kleine Fürsten und niedere Adelige haben. Es zeigt sich hierin die durch die Trennung der einzelnen Landesteile von Georgien bedingte Verschiedenheit der geschichtlichen Entwicklung. Die bedeutendsten Fürstenfamilien sind die Orbeliani und Andronikoff in Georgien, die Imeretinski in Imerien, die Dadian in Mingrelien, die Guriel in Gurien, die Dadischkilian und Gelowani in Swanien.

Die georgische Landwirtschaft hat sich die Fortschritte der Neuzeit nicht zu eigen gemacht, sondern arbeitet teilweise in altertümlicher Weise. So verwendet man keine Dreschmaschinen, sondern enthüllt die Körner auf einem freien Plage, indem man über die aufgebundenen Garben von Ochsen oder Büffeln ge-

zogene Dreschbretter schleifen läßt, bis das Stroh zerrieben ist. Scheunen sind unbekannt; man hat nur Speicher zur Aufbewahrung der Körner. Die Ackergeräte sind ebenfalls höchst merkwürdig. Der Pflug hat eine lange Deichsel, so daß bis sechs Ochsenpaare eingespannt werden können, was bei dem oft schweren Boden auch notwendig ist. Die Egge ist ein Baumstamm, mit daran befestigten Ruten. Der Zweck dieses Gerätes ist, das Korn möglichst hoch mit Erde zu bedecken. Man ackert mit Büffeln und Ochsen. Das Pferd ist nur Reit- oder Wagentier.

Neben dem Ackerbau treibt der Georgier Obst-, Wein- und Gemüsebau. Die wichtigsten Gemüse, die angebaut werden, sind Gurken und Bohnen. Erbsen, Linsen, Kohlrabi, Mohrrüben, Kartoffeln werden wenig oder gar nicht angepflanzt. Da der Georgier die körperliche Arbeit scheut, sehen die Gärten und Weinberge meist etwas verwildert aus. Die Weinberge, die besonders in Kachien von bedeutender Größe sind und Trauben von geradezu erstaunlichem Gewichte liefern, befinden sich meist außerhalb der Dörfer. Die Weinlese findet im September und Oktober statt. Die Trauben werden ausgetreten, und man läßt die Trester während der Gärung im Moste liegen. Der Wein wird infolge davon sehr herb. Nach der Gärung wird der Wein in Holzfässer oder in riesige Tonkrüge getan, die in einer Art von Schuppen bis an den Hals in die Erde versenkt sind. Tonkrüge ähnlicher Größe zur Aufbewahrung von Wein hat man in den altägyptischen Palästen gefunden.

Die Milchwirtschaft wird von den Georgiern nur soweit betrieben, als sie deren Erzeugnisse selber verwerten können. In größerem Maßstabe geben sich nur die deutschen und russischen Kolonisten damit ab.

Größere Schafherden findet man nur im Hochlande, doch werden auch Herden aus dem Unterlande während des Sommers auf den Alpen geweidet. Die Hirten werden nicht mit Geld, sondern mit Naturalien, Käse und Lämmern, entlohnt. Der Schafkäse wird wegen seiner Schmachhaftigkeit und Verdaulichkeit sehr geschätzt. Ziegen werden in größerer Anzahl gehalten. Wichtiger aber ist die Geflügelzucht, die

zwar schon früher allgemein war, in letzter Zeit aber durch die Ausfuhr von Eiern nach Frankreich und England größeren Aufschwung genommen hat.

Die gewerbliche Tätigkeit ist in Georgien im Entstehen begriffen. Noch vor kurzer Zeit erzeugte jede Familie alles selbst, was sie brauchte, webte Stoffe aus selbstgesponnener Wolle, Flachs oder Seide, stellte Geräte aus Holz oder Metall her u. dgl. m. Heute beginnen sich Handwerke und Gewerbe herauszubilden.

Daß dieser Vorgang nicht schneller vonstatten geht, hat seinen Grund in der Schwerfälligkeit des Georgiers einerseits und in dem späten Datum andererseits, an dem das Volk aufs neue den Anschluß an Westeuropa zu suchen anfing. Diesen zu beschleunigen, haben die Russen dadurch beigetragen, daß sie die Bauern für frei erklärten. Durch diese Maßnahme, die das georgische Volk in seinen Tiefen aufwühlte, wurde in der That das mittelalterliche feudalistische System zertrümmert. Die arbeitenden Stände, die Bauern und Städter, gediehen dabei gut, da ihnen nichts Neues oder Unerhörtes zugemutet wurde und ihnen der Lohn ihrer Arbeit ungeschmälert in den Schoß fiel. Anders war es dagegen mit den kriegerischen Adelligen, denen auf einmal der Boden unter den Füßen weggezogen wurde, und an die urplötzlich das Ansinnen gestellt wurde, auf ihre bisherige Herrenstellung zu verzichten und selber zu arbeiten. Einige zogen es vor, in das russische Heer einzutreten, und sie haben es dort zu Ansehen und Ehren gebracht. Die meisten aber blieben auf ihren Gütern und lebten ihr sorgloses Leben gedankenlos weiter, das zur Verarmung führen mußte. Ein Geschlecht und wohl noch ein weiteres mußte dahin gehen, bis sich der Adel der eisernen Notwendigkeit fügte, es den Bauern und Bürgern an Arbeitsamkeit gleichzutun. Aus den Kreisen des Adels selber ward der Ruf nach einem Wandel der Anschauungen am lautesten, und die Geschichte der georgischen Presse, die die Lebensfragen des Volkes in breiter Öffentlichkeit behandelte, ist geradezu eine Geschichte der Demokratisierung der Gesellschaft. Die von G. Erishawi im Jahre 1852 begründete erste Zeitschrift Bis-

fari „Morgen“ war noch rein literarisch. Dagegen war die von dem bedeutendsten Dichter des verflossenen Jahrhunderts, von Elias Tschawtschawadse im Jahre 1877 ins Leben gerufene Monatschrift Iweria, die 1902 zur Tageszeitung wurde, eine Ruferin im Streite für den Fortschritt. Tschawtschawadse betonte immer wieder den Wert der Arbeit des Bauern gegenüber der Trägheit des Adelligen. Während aber für ihn die Frage mehr ethisch war, war sie für die jüngeren eine politische, und sie bekämpften die gemäßigten Ansichten des Dichters als nicht weitgehend genug. So wurde 1881 die demokratische Zeitschrift Imedi „Hoffnung“ und die noch demokratischere Kwali „Spur“ gegründet. Mit diesen Namen ist die Zahl der Blätter nicht erschöpft. Das Kennzeichen der georgischen Presse ist ihre geringe Verbreitung und Wirksamkeit. Das kommt äußerlich schon darin zum Ausdruck, daß keine Zeitung einen Gewinn abwirft. Der Grund hierfür liegt in dem kulturellen Gegensatz zwischen der trägen und geradezu bewegungslosen Grundschicht, die erst durch lange Arbeit gewonnen werden müßte, und der lebendigen, empfänglichen und kulturell leistungsfähigen Oberschicht. Es fehlt der geistige Mittelstand, der diese Gegensätze zu überbrücken berufen ist, der gewerbliche Bürgerstand. In den Städten ist zwar ein solcher in der Bildung begriffen, aber er ist zu einem guten Teile volksfremd.

Der Gesamteindruck, den man von dem Werte des georgischen Volkes haben kann, ist nicht so ungünstig, wie es scheinen möchte. Es ist kein unfähiges Volk, sondern ein ermüdetes, das erst Ruhe und Sammlung braucht, um sich zu erholen und aufzuleben. Seine Kulturfähigkeit wird durch die große Zahl von tüchtigen und tätigen Männern, die es zu allen Zeiten gehabt hat, außer Frage gestellt.

Der Oberschicht gehören vor allem die heute vorherrschenden Schriftsteller an, deren Eigenart in kurzen Zügen nicht dargestellt werden kann. Es seien hier nur wenige Namen genannt. Als Dichter kommen in Frage Alexander Tschawtschawadse, Nikolai Baratašwili, Georg Cristhawi, Gregor Orbeliani, Elias Tschawtschawadse, Akaki Zeretheli. Von den Gelehrten haben Dimitri Bakradse, Niko Chisanašwili, Alexander

Chachanaschwili, Alexander Zagareli u. a. sich namentlich um die Erforschung der Geschichte, Sprache und Literaturgeschichte ihres Volkes verdient gemacht. Es sei noch darauf hingewiesen, daß ein großer Teil der fähigsten Köpfe nach Rußland abwandert und ein fremdes Volkstum stärkt.

Trotz der unleugbaren Regsamkeit einzelner Schichten macht das georgische Volk als Ganzes einen verbrauchten Eindruck. Ganz besonders gilt dies von der Bewohnerschaft des Kernlandes Kharthlien. Es ist, als ob die langandauernden, blutigen Kämpfe und der schwere Druck, der auf ihm gelastet hat, seine besten Kräfte gelähmt und die eigentümliche, der Selbstaufgabe bedenklich nahe stehende Sehnsucht nach Ruhe und Frieden erzeugt hat, wie sie aus seinen Dichtungen herausklingt. Um diesen Zug des Volkes zu verstehen, und andererseits das Große an ihm, seine Zähigkeit und seine Fähigkeit, sich immer wieder aus größtem Elende und aus tiefster Not emporzuarbeiten, muß man seine Geschichte kennen lernen. Sie soll uns gleichzeitig einen Ausblick auf die geistigen Strömungen eröffnen, die es bewegt haben.

Nach meiner Meinung haben die Georgier Jahrtausende lang an derselben Stelle gewohnt, wo sie heute leben. Will man aber etwas über ihre Urgeschichte erfahren, so darf man sich nicht mit den Angaben der einheimischen Chroniken begnügen, die von fremden Erinnerungen zehren und doch nichts Rechtes wissen. Wenn es auch für die Urzeit des Volkes keine eigentlichen Quellen in georgischer Sprache gibt, so haben die Georgier doch zweifellos ihre Bedeutung schon durch die Tatsache, daß sie ein Glied des großen kaukasischen Sprachstammes sind, dem eine Reihe von Kulturvölkern des Altertums zuzurechnen sind, wie die Elamier, die Hethiter, die Chalder und vielleicht auch die Etrusker. Einem Gliede dieser Völkergruppe verdankt die Menschheit die wichtigste Erfindung, die in den letzten Jahrtausenden gemacht ist, die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens. Wir kennen einen assyrisch geschriebenen Brief aus der Hethiterhauptstadt Chatti (jetzt Boghasköi), aus dem hervorgeht, daß der etwa um 1400 v. Chr. lebende Ägypterkönig von dem Hethiterkönige reines Eisen erbeten

hatte. Der königliche Bruder hatte aber solches gerade nicht vorrätig, sondern mußte es erst in Risvadna (Pontos) herstellen lassen. Ägypten, das während seines Altertums in der Bronzezeit lebte, erscheint hier als Bezieher von Eisen, und der Norden von Kleinasien als der Eisenlieferant. Ferner war Georgien zu der so wichtigen altmesopotamischen Kultur in Beziehung getreten und hatte sicher manches übernommen und vielleicht auch gegeben. In Georgien verwendet man noch heute neben dem Bruchstein riesige quadratische Backsteine, wie man sie aus Babylonien, Assyrien und Elam kennt. Die georgische Bezeichnung für Ziegel *aguri* geht zweifellos auf die entsprechende assyrische *agurru* zurück. Ob der Name mit der Sache geradeswegs von Mesopotamien nach dem Norden gewandert ist, oder ob beides von der Mitte Kleasiens, wo wir schon um 2500 v. Chr. eine semitisch-babylonische Kolonie kennen, nach Georgien gelangt ist, ist vor der Hand ebenso gleichgültig wie die Frage, auf welchem Wege das assyrische Wort *barzillu* „Eisen“ aus irgendeiner kaukasischen Sprache nach Mesopotamien wanderte. —

Lassen wir ein Jahrtausend vorübergehen, so lernen wir aus griechischen Quellen das rätselhafte Volk der *Kolchoi* kennen, dessen Name vielleicht auch in der altpersischen Dareiosinschrift zu *Naqsch-i-Rostem* als *Karkā* (*Korka*) wiederkehrt. Daraus mag ein *Gorga* geworden sein, aus dem die Perser ihr *Gurdschistan*, die Araber *Dschurdschistan* oder *Dschursan*, wir Georgien und die Russen *Grusien* gemacht haben. Auch der heutige einheimische Name *Kharthu-li* hängt damit zusammen, zeigt aber eine ältere Gestalt, wie wir sie u. a. in dem von *Xenophon* überlieferten Volksnamen der *Kardu-choi* wahrnehmen.

Die durch die Dareiosinschrift bezeugte Herrschaft der Perser brachte den Georgiern ein großes Kulturgut, die reine Lehre *Sarathuschtras* von dem guten Gotte *Muramasda*. Daran hat auch der Wechsel der Fremdherrschaft nichts ändern können: mochte das Land einem *Diadochen*, oder später den Römern gehören, stets lohten die Feueraltäre, und verkündeten die Priester das Wort des *Awesta*. Eine unauslöschliche Erinnerung an diese große Zeit hat die Sprache bewahrt: das

Wort für „Gott“ geht in den vier Sprachen der georgischen Gruppe (laf. *γormoth*, mingr. *γoronthi*, swan. *γerbeth*, georg. *γmerthi*) auf den altpersischen Namen des großen und guten Gottes *Mhuramasda* zurück. Wenn auch längst das Christentum die altpersische Religion verdrängt hat, so erzählt das Volk noch heute von den Taten des guten Gottes, der den bösen Gott an einen Felsen schmiedet und sein hochmütiges Herz von Geiern zerfleischen läßt.

Als nach der Besiegung Mithradats zum mindesten der westliche Teil des Landes den Römern anheimgefallen war, begann eine neue Zeit für Georgien. Doch nicht dem weltbeherrschenden Römervolke war es beschieden, die entscheidende Wendung herbeizuführen; es war das Christentum, das im vierten Jahrhundert siegreich eindrang. Infolge davon lockerte sich das Band zwischen den Georgiern und den Persern, und der Brennpunkt für das geistige Leben wurde nunmehr Byzanz. Die Baukunst, die Münzen, die Bildwerke, überhaupt alles, was zum Bereiche der Kunst gehörte, lehnte sich an byzantinische Vorbilder an. Die Hauptpflegestätten der christlich-byzantinischen Kultur waren die Klöster, sowohl die inländischen wie *Gelathi*, als auch die ausländischen in Jerusalem, auf dem Sinai und dem Athos. Namentlich das letztgenannte war von großer Bedeutung, da es seit dem zehnten Jahrhundert die Pflanzstätte der georgischen Geistlichkeit war. Genau so wie in den westeuropäischen Klöstern des Mittelalters wurden in den georgischen zahlreiche Werke aus fremden Sprachen übersetzt oder abgeschrieben. Die Georgier besaßen schon lange eine eigene Schrift, die an die armenische erinnert und wahrscheinlich auf eine ältere aramäische zurückgeht. Man unterscheidet eine Priesterschrift mit eckigen Zügen und eine kursivere, die im gewöhnlichen Leben gebräuchlich ist.

Nach wechselvollen Kämpfen zwischen Rom und Persien und später den Arabern gelangte Georgien unter dem Herrscher-geschlechte der Bagratiden zur Ruhe, erstarkte unter tüchtigen Herrschern wie David, dem Erneuerer, und dehnte sich weiter aus. Den Höhepunkt bezeichnet die Regierung der Königin *Thamara* (1184—1212), deren Andenken noch heute allent-

halben lebendig ist. „Wo immer der Wanderer in den entlegenen, weltabgeschiedenen Hochtälern des Kaukasus oder den sonnigen, weiten Gefilden seiner südlichen Abdachung ein verwittertes, finsternes Gemäuer antrifft, als traurigen, sturmtobten Zeugen längst vergangener, in die Nacht der Vergessenheit versunkener Zeiten, da kündet ihm fast immer der kharthwelische Volksmund den Namen einer herrlichen Königin und ihres mächtigen Reiches, den Namen der Königin Thamaras.

Burgen und Warttürme, dem Angreifer fast uneinnehmbare Felsennester, — der greifbare Ausdruck der bewaffneten Volksgenossen Macht, — Klöster, mächtige Dome, Kirchen, Kapellen und heilige Haine, — Stätten der Andacht und Gottesfurcht, — dumpfe, verpestete, enge Grabkammern, eingetrockneter Leichen, kahler Gerippe — sie alle sollen Werke der großen Königin sein.

Wo immer auch dem Wanderer alte kharthwelische Gesänge entgegenhallen, ernste feierliche Klänge, mit denen Chews'uren und Pshawen den gefallenen Gemeindegemessen im Schmuck der Waffen zur letzten Ruhe betten, ritterliche Gurier wehmütig klagend vergangener lichter, glanzvoller Zeiten trauernd gedenken, oder wilde, bewegte Lieder heißesten Kampfes roher Swanen oder brennender, keine Zügel duldender Liebesleidenschaft sinnlicher Mingrelier, — da klingt der Name Thamaras verehrt, gepriesen und angebetet.

Wo immer der Wanderer aus dem finsternen Tale aufwärts lenkt den Blick zu der eisgepanzerten Pyramide des Riesen Kasbek oder der Sifara, des Dwalhamtha, deren Spitzen im Lichte baden, da sieht er die Stätte, an der vor grauen Zeiten ein herrlicher, reicher Palast Thamaras gestanden haben soll, umgeben von Gärten und Wiesen voll Wärme und Blütenduft. Verschwunden ist nun die ritterliche Pracht, gedeckt unter das bleiche Leichentuch des knirschenden Firns, aber unwandelbar lebt die Kunde von der himmlischen Königin und ihrer Macht unter den kharthwelischen Bergvölkern von Geschlecht zu Geschlecht weiter.“ (Holldeck.)

Thamaras beherrschte den ganzen kaukasischen Isthmus südlich des Hauptgebirgskammes bis etwa nach Erzerum hin,

und von Derbend bis nach Poti. Die Hauptstädte ihres Reiches, in denen sie abwechselnd Hof hielt, waren Tiflis, Mzchethi und Kuthais. Georgien war damals ein Feudalstaat. Mächtige Vasallen waren im Besitze der Lehen, deren Erblichkeit sich bereits durchgesetzt hatte, und der Erbämter. Der niedere Adel stand wahrscheinlich in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu den Großen, und die Gemeinfreien spielten überhaupt keine Rolle mehr. Eine Erhebung dieses Standes zur Zeit der Thamara endete mit einem Mißerfolge. Die innere Geschichte Georgiens zu jener Zeit war ein Kampf zwischen der Königin und den großen Lehensträgern oder zwischen den letzteren untereinander. Das Bürgertum in den Städten war einflußlos. Die Königin war in ihren Entschlüssen zeitweise durch eine Versammlung von weltlichen und geistlichen Fürsten beschränkt, die entweder zu den Regierungshandlungen der Herrscherin ihre Zustimmung gaben, oder aber ihr ihren Willen aufnötigten. So zwang man sie, einen russischen Wüstling zu heiraten, von dem sie sich bald trennte. Die Kirche spielte in Georgien eine solche Rolle, daß man von einer Theokratie gesprochen hat. Bezeichnend hierfür ist eine Münzlegende: „Erlauchte Königin, Ruhm des Weltalls und der Religion, Thamara, Tochter des Georg, Helferin des Messias. Möge Gott ihre Siege verherrlichen!“ In dieser Aufschrift fehlt jeder weltliche Titel, sogar der sonst übliche, nach persischem Vorbilde geprägte „König der Könige“.

Die Königin besaß, wie wir genau wissen, die unbeschränkte Verfügung über das Heer, das dank seiner Organisation in kürzester Frist marschfertig werden konnte, und dieses stets schlagfertige Heer war die Quelle ihrer äußeren Erfolge. Die Bedeutung Thamaras liegt aber weniger auf kriegerischem als vielmehr auf kulturellem Gebiete. Wenn ihre Heere die Rämme des Kaukasus überschritten, so folgten ihren Spuren die Bauleute, die Kirchen und Wachttürme errichteten. Frieden Wohlstand und mildere Sitten hielten ihren Einzug in das vorher durch feindliche Einfälle und innere Fehden verwüstete Land. Jede Kirche, die neu erbaut wurde, war ein neues Wahrzeichen friedlichen Fortschritts. Am Hofe der Königin

sammelten sich die geistigen Größen des Landes, u. a. lebte dort Schota Rusthaweli, der Schahmeister der Königin, der das Nationalepos der Georgier, den „Mann im Tigerfelle“ gedichtet hat. Wer die Zeit Thamaras kennen lernen will, muß dieses Werk lesen. Der Dichter ist als echter Georgier kein Denker und kein Grübler. Man darf infolgedessen im Manne mit dem Tigerfelle keine tiefen Probleme suchen; ebensowenig sind die Gestalten, die er zeichnet, der Wirklichkeit abgelauscht. Es sind vielmehr idealisierte Helden. Trotzdem ist das Werk infolge seines dichterischen Schwunges und der Begeisterung des Dichters für sein Ideal, die Lehenstreue, noch heute in Georgien bekannt und wird geschätzt.

Nach Thamaras Tode beginnt die traurige Zeit des Niedergangs, der durch Uneinigkeit und durch den Mongoleneinfall hervorgerufen wurde und mit dem Zerfalle des Reiches in mehrere bedeutungslose Kleinstaaten endete. Der schlimmste Schlag aber, der Georgien traf, war der Fall von Konstantinopel, da damit das Band zerrissen wurde, das Georgien an den Westen heftete. Der Zufluß byzantinischer Kulturelemente hörte auf, und die Kleinstaaten waren zu klein, um aus eigener Kraft Neues aufzubauen. Dazu kam, daß die beste Kraft des Volkes in den Kämpfen gegen die Perser und die Türken verblutete. Dreihundert Jahre lang nehmen die Fehden, Kriege und Einfälle kein Ende, und in ihrem Gefolge Mord, Brand und Verheerungen. Inmitten dieser Leiden verlor das Volk den Halt und ergab sich widerstandslos den schlimmsten Leidenschaften: Eigennuß, Treubruch, Verrat untergruben die sittlichen Kräfte. Die Widerstandskraft gegen das Fremde nahm ab, und der meschische Gau wurde allmählich türkisch und ging zum Islam über. Der Osten des Landes, Kharthlien und Kachien, fiel dem persischen Einflusse anheim. Der König von Ostgeorgien war zeitweise nur noch ein Statthalter des Schahs, und einer von ihnen, Kostom, nannte sich in einer Urkunde „Staub auf den Füßen des Schahs von Persien“. Auf diesen Niedergang folgte aber bald eine Wiedergeburt, die sich an den Namen Wachtangs VI. knüpft. Dieser

Herrscher suchte vorsichtig aber zielbewußt sein Volk einer besseren Zukunft entgegenzuführen.

Nachdem er die Wahl seines Bruders als Patriarchen erzwungen hatte, gründete er zu Tiflis 1709 die erste georgische Druckerei. Im gleichen Jahre erschien das erste georgische Druckwerk, der Psalter. Dann wurde der „Mann im Tigerfelle“ neu herausgegeben. Das bedeutendste Werk des wackeren Königs war aber die Zusammenstellung und Ordnung der bisher gegebenen Gesetze. Auf seine Veranlassung wurde ferner aus alten Annalen und Chroniken eine Geschichte Georgiens unter dem Titel Kharthlis Schowreba „Kharthliens Leben“ ausgearbeitet. Wegen seiner Annäherung an Peter den Großen wurde Wachtang von seinem Oberherrn, dem Schah, vom Throne gestoßen und er begab sich mit seinem Sohne Wachuschthi nach Rußland. Wachuschthi war ein stiller Gelehrter. Ihm verdanken wir eine Geschichte und eine geographische Beschreibung Georgiens. War auch die äußerliche Lage Georgiens infolge der Einfälle der Lesgier und der Kämpfe mit den Persern und Türken jämmerlich, so entwickelte sich dennoch unter dem starken Einflusse der königlichen Vorbilder ein ziemlich reges geistiges Leben. Auch die Landeskirche nahm daran teil. Wie vorhin Wachtangs VI. Bruder der eifrigste Förderer solcher Bestrebungen gewesen war, so drang später der Katholikos Anton, ein Neffe desselben Herrschers, auf die Hebung des kirchlichen Lebens, auf die Verbesserung des Unterrichts und auf die Erweckung geistiger Betätigung. Nachdem er 1744 Patriarch geworden war, schuf er zwei Priesterseminare und gründete Schulen und war bei der Abfassung der Lehrbücher stark beteiligt. Um seinem Volke neue Bildungsmittel zu erschließen, übersetzte er Friedrich Baumeisters Metaphysik und Wolfs Physik und verfaßte eigene Schriften über Religion und Philosophie. Sein Lebensziel war es, Georgien in seiner Eigenart zu beleben und zu einigen. In diesem Sinne hat er bis zu seinem Lebensende (1788) seinen priesterlichen Einfluß auch auf politischem Gebiete geltend gemacht. Daß er nicht das erreicht hat, was er wollte, lag an der Ungunst der Verhältnisse, denen sein Land schließlich erliegen mußte, an dem

Zwiespalt der Machthaber des eigenen Landes und an der Übermacht der Feinde. Sein Lebensabend fiel in die Regierungszeit Heraklius' II. (1762—1798), der nicht nur als Krieger groß war, der letzte Held unter den georgischen Königen, sondern auch als Organisator Bedeutendes leistete. Er besiedelte manche Strecke seines Landes, die in den endlosen Kämpfen ihre Bevölkerung verloren hatte, neu. In vielen Dingen stand ihm der Deutsche Jakob Reineggs zur Seite. Ihm übertrug der König die Einführung einer Polizeiordnung nach europäischem Vorbilde. Reineggs soll ferner die Georgier gelehrt haben, die Metalle zu schmelzen, Geschütze zu gießen und Pulver herzustellen. Das war ein erster Versuch, ein paar Gewerbe im Lande heimisch zu machen, deren es dringend bedurfte. Aber ein wirkliches gewerbliches Leben konnte auf diese Weise nicht geschaffen werden; dazu wären sachkundige Männer in größerer Menge nötig gewesen, die dem durchaus agrarischen Staate gänzlich fehlten. Von dem, was der König und seine Ratgeber angeregt und begonnen hatten, kam nichts mehr zur Entwicklung, da Georgien seine Selbständigkeit verlor und unter russische Herrschaft kam.

Das neue Regiment hat Georgien in einer Hinsicht genügt, indem es dem schwergeprüften Lande dauerhaften Frieden brachte. So konnten die Wunden, die die Jahrhunderte der Anarchie und des Jammers geschlagen, ein wenig vernarben. In anderer Hinsicht hat sich die russische Herrschaft aber nicht bewährt. Im politischen Leben werden die wirklichen Fortschritte nicht durch Revolutionen, sondern durch langsame Entwicklung geschaffen. So wenig heilsam wie für Nordamerika die plötzliche Befreiung der Neger war, so wenig war es für Georgien die Befreiung der Bauern, da der Adel verkümmerte. Dazu kommt die Übermacht des Russentums, dem die kleinen Völker erliegen müssen, und die Unsicherheit der politischen Ansichten in den leitenden Kreisen des Riesenreiches. Wenn heute Rußland noch den Georgiern die Möglichkeit gewährt, sich im Rahmen des Reiches politisch auszuleben und in beschränktem Maße eine Art von Sonderdasein zu führen, so kann, wenn das Russentum im Kaukasus weiter vordringt, einmal

der Tag kommen, an dem der Gebrauch der georgischen Sprache in Schule und Haus eingeschränkt oder gar verboten wird. Das Schicksal der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen und das der Finnen sagt genug. So wenig wie diese beiden Völker ein solches Los verdient haben, so wenig ist es den Georgiern zu wünschen, die als altes Kulturvolk mit langen Überlieferungsreihen Anspruch auf ein bescheidenes Sonderdasein haben, wie etwa die Dänen in Europa. Wenn es gelingt, den russischen Kolos zu zertrümmern, sollten unsere Politiker daran denken, den christlichen Georgiern, die in dem türkischen Reiche keine rechte Daseinsberechtigung haben, zu gestatten, als südkaukasischer Pufferstaat zusammen mit einem etwa zu begründenden mohammedanischen Kaukasien eine neutrale Grenzzone zwischen Rußland und der Türkei zu bilden.

15/1336